

## Trumbull Stickneys „In Ampezzo“ – ein Bild der Zerrissenheit

von Frank Freimuth

Die folgenden Ausführungen und die verwendete Übersetzung des Gedichts stammen aus meinem 2019 erschienenen Buch „in Form geblieben“.

Ist ein Nomadenleben leichter zu verkraften, wenn es nicht von Existenzsorgen begleitet ist, sondern sich im Wohlstand vollzieht? Joseph Trumbull Stickney, Sohn reicher und reisewütiger Kosmopoliten und selbst einer geworden, war nicht glücklich in seiner Ruhelosigkeit. Andererseits verdanken wir diesem Wesenszug viele schöne und einige wundervolle Gedichte. Die Ruhelosigkeit und das Nichtverharrenkönnen sind die zentralen Themen seines dichterischen Schaffens. Die beiden vielleicht schönsten seiner Gedichte, *In Ampezzo* und *Mnemosyne*, handeln davon, das erste in Form einer vorausschauenden Überlegung, das zweite als Rückschau auf Verlorenes.

Stickney, ein brillanter Altphilologe, der auch Französisch wie seine Muttersprache beherrschte, hatte viel von den französischen Symbolisten gelernt. Seine Gedichte sind perfekt konstruiert, wohlklingend, voll von Symbolik und Allegorien. Dabei verlässt er aber nie den Boden der Grammatik und der sinnvollen Aussage, so dass die Verse auf jeder Stufe des Verstehens Vergnügen bereiten.

In zwanzig vierzeiligen Strophen, auf die sich sieben sehr ungleich lange Sätze verteilen, beschreibt der Sprecher seine Eindrücke in der Natur um das herbstliche Cortina d’Ampezzo. Die Stadt selbst und ihre Bewohner spielen keine Rolle dabei. Tatsächlich handelt es sich nicht nur um eine Naturbeschreibung, sondern auch um die Schilderung eines Seelenzustands und seiner Schwankungen. Mit Bezug auf diese Schwankungen kann man die Beschreibung in fünf Phasen unterteilen.

Die erste Phase fällt mit dem ersten Satz zusammen. Dieser ist der längste des Gedichts. Er erstreckt sich über neun Strophen und verlangt dem Leser einiges an Spürsinn ab, denn dem Textfluss ist nicht leicht zu folgen. Der Hauptsatz beschränkt sich auf die erste Strophe und besteht aus zwei Feststellungen, die im Original durch einen Gedankenstrich, in der Übersetzung durch ein Komma getrennt sind.

Nur einmal noch kommt das „Nicht mehr“,  
schütteln Lärchen dieses Echo in den Wind,  
und sehen wir im Bogen, blau und schwer,  
des Himmels Böden, die darunter sind,

zwischen der Tofana und Cristallo liegend  
in Wiesengründen über Klingelflächen:  
daraus vielleicht gemäße Sehnsucht fliegend,  
mit Zögern, wie auf Träumerfüßen,

am Abend, südlich, am Aufschwung des Cadores  
unter grünem welschem Himmel, oder fort  
in Morgenstille hinterm Lavinores,  
hin nach Tirol und weiter Richtung Nord:

da nun, wo auch der letzte späte Tag vergeht,  
der Bauer braungetönte Felder abarbeitet  
und mäht, wo Gras und Bergklee steht  
und sich die Sonne herbstlich breitet,

mit Honigduft, der dich umschwebt und lau  
in warmem Labyrinth zum Atem reicht,  
wie zartes Gleiten, mit dem eine Frau  
dir mit den Fingern durch die Haare streicht;

wenn Sensen zischen und Mäher mit Kraft  
den Bogen spannen im Vor und Zurück,  
wenn die Sichel ins Korn rauscht aus trockenem Schaft,  
sich fängt und löst und geht mit Klick,

weit durch den blauen Tag und grüne Wiesen,  
wo Garben sich als Bernsteinperlen geben,  
und Wolkenschatten, die darüber fließen,  
ein dunkles Tuch um Grund und Blätter weben:

indessen nah die Häupter wie aus Eisen  
im Himmel stecken wie die Pyramiden  
und ihre Schluchten und die Pfeiler gleißen  
der bräunlich-grauen, öden Dolomiten, -

und sich ergießt von einer schmalen Spitze  
Geröll in Strömen, älter als Verfallensein,  
wie ein Komet hinunter in der Mittagshitze  
und schlägt im Schotterbecken ein.

Die erste Feststellung spricht von den Lärchen, welche „ein Echo in den Wind schütteln“, das klinge wie „nicht mehr“ („not again“) und das auch nicht mehr wiederholt werde. Der Leser merkt bereits hier, dass es dem Sprecher nicht primär um eine realistische Schilderung der Naturphänomene geht, sondern um seine Eindrücke. Seine Sprache ist, auch im weiteren Verlauf, reich an plastischen Bildern und Analogien.

Die zweite Feststellung ist, alleine für sich, profan: unter dem schweren, blauen Himmel breite sich die Ebene aus oder, in der bildhaften Sprache des Sprechers, der Himmel wölbe sich wie ein Bogen über die Böden. Diese Aussage wird im Folgenden ergänzt durch zahlreiche Einzelbeobachtungen von Herbsterscheinungen, die sich in Nebensätzen über acht Strophen erstrecken. Offensichtlich gibt es unter diesen Beobachtungen solche, die beim Sprecher angenehme Empfindungen wecken und teilweise auch schöne Erinnerungen und Sehnsüchte wachrufen. So wie die grünen Böden über den klingenden Flüssen in Strophe 2 und die Ernte unter der Herbstsonne, deren begleitende Luftströmungen ihn an eine Frau denken lassen, welche ihre Finger durch sein Haar gleiten lässt (Strophe 5).

Doch die Eindrücke des Sprechers sind nicht alle positiv. Zwar spricht er nicht explizit über seine Empfindungen, aber die Wortwahl bei seiner Beschreibung der Phänomene in den Strophen 7 – 9 spricht eine beredete Sprache. In Strophe 7 wird die negative Wertung der letzten beiden Zeilen (Wolkenschatten, ein dunkles Tuch) besonders deutlich, weil sie unmittelbar auf einen positiven Eindruck folgt (die Garben als bernsteinfarbene Perlen auf der Wiese). Der Sprecher erscheint hin- und hergerissen zwischen Entzücken und Unbehagen. Auch die Beschreibung in Strophe 8 ist zwiespältig, verknüpft sie doch einen strahlend blauen Himmel aus der vorherigen Strophe mit der Trostlosigkeit der Dolomitengipfel. Strophe 9 bringt dann den dazu passenden freudlosen Abschluss: das Geröll von den Gipfeln schlägt im Schotterbecken ein.

Der Sprecher ist in dieser ersten Phase seiner Gedankenreise durch die Natur von einem Wirrwarr der Gefühle beherrscht, der sich in einer höchst subjektiven Bewertung der Naturerscheinungen niederschlägt. Positive Gedanken streiten mit negativen, wobei letztere leicht im Vorteil sind. Selbst das Gefühl des Sprechers, dass der Sommer endgültig sein Ende erreicht hat, trägt den Tatsachen nur beschränkt Rechnung, denn offensichtlich herrscht in seiner Umgebung zur Zeit der Schilderung ein herrlicher Altweibersommer.

In der zweiten Phase seiner Überlegungen, welche die Strophen 10 bis 13 umfasst, löst sich der Sprecher etwas von der unmittelbaren Umgebung. Er schweift ab und verfällt in Erinnerungen:

Und nun verblassen sachte Sommerbilder  
die goldgefärbter Amethystenherbst verhielt,  
und sanfte Träume werden wieder stärker  
auf edlen Gampen, lange nicht bespielt,

von manchem Winkel, wo wir wandern,  
innigst erinnernd und so schnell verlassend, -  
am trüben Ufer eine Kiefer, und Oleander,  
den See sich röten lassend.

Und hier, von Jahr zu Jahr uns mehr vertraut,  
von Vögeln und aus manchem Waldesstück,  
und auch vom Meer, das seine Wogen baut,  
erheben sich die Dämpfe von Musik.

Aus vielen Osten schickt der Morgen Pracht  
die Schatten nehmen schnell vergessene Farben mit,  
das Abendrot hat sich im Rückblick sanft gemacht,  
deckt sich mit mattem Violett.

Es sind angenehme Erinnerungen an den Sommer, nicht nur an den unmittelbar vergangenen, sondern auch an frühere, wie uns Strophe 12 suggeriert. Strophe 13 offenbart, dass die Träumereien des Sprechers und seine Erinnerungen an Schönes keineswegs an Ampezzo gebunden sind. „Aus vielen Osten“ spendet der Morgen seine Pracht, also auch an vielen anderen Orten.

Der ruhige Ton der zweiten Phase, der uns fast dazu bewegen könnte, dem Sprecher ein ausgeglichenes und unbeschwertes Wesen zuzuschreiben, nimmt mit Strophe 14 ein jähes Ende. Die nun einsetzende dritte Phase ist durch eine fast panische Aufbruchsstimmung geprägt (Strophen 14 und 15):

Nur weg von hier! Bald wird ein Wintertuch gelegt,  
das sich metallisch um entfärbte Berge hüllt,  
wogegen anderswo der Frühling Blüten webt,  
und sie mit Rosenduft erfüllt.

Nur weg! Weil das Gebirge im Geröll versinkt.  
Vergessen wir den Unglücksort im Gehen,  
und lassen wir, so dies Erfüllung bringt,  
sie uns im Neuen, Fremden sehen

Es ist eine Aufwallung von Flüchtenwollen, die den Sprecher hier erfasst. Und wieder hat man den Eindruck, dass die düstere Stimmung des Sprechers ihn zu negativen Eindrücken kommen lässt, die der Realität entrückt sind. Doch selbst in diesem heftigen Anfall von Gefühlen ist der Sprecher nicht ohne Zweifel. Dies belegen die beiden letzten Zeilen von Strophe 15, wo er die Erwartung an die Erfüllung durch das Neue und Fremde recht skeptisch äußert („so dies Erfüllung bringt“).

Diese Skepsis wird in der nun folgenden vierten Überlegungsphase mit neuen Ideen gefüttert. Ob es denn nicht besser sei, zu verharren, sich auf das Schöne zu konzentrieren, von dem man bereits umgeben sei, als stets Reißaus zu nehmen. Die Strophen 16 und 17 gehören zu den schönsten des Gedichts:

Es wär' denn besser, wir wären kaum umlebt,  
dass uns das Monoton als Gott erscheine,  
und wir vom Schönen, das uns einbezieht  
nur eine Liebe lieben, nur die eine,

für diesen kurzen Schatten, den wir leben,  
die Zeit, die unsere Herzen magisch singen,  
dass wir das Fieber messen, alles geben  
in eines nur von allen Dingen?

Erstaunt es uns nach all der Zerrissenheit, die der Sprecher schon an den Tag gelegt hat, dass auch dieser Gedanke schon zu Beginn mit Skepsis belegt wird? Schon in den ersten beiden Zeilen von Strophe 16 wird er als „Monoton“ desavouiert und seine Wirksamkeit an ein Leben gebunden, das keinen Ablenkungen unterworfen ist („kaum umlebt“). Ist sich der Sprecher seiner selbst sicher? Könnte er dem Flüchtenwollen standhalten, wenn er es wollte? Er hat jedenfalls einen Versuch gemacht, wie er in der

letzten Phase seiner Betrachtung offenbart. Er ist an den echten und gedachten Produkten des herbstlichen Verfalls vorbeigestiegen und hat ein Sträußchen Akelei gefunden, das zwischen den Büschen versteckt war:

So wie auch hier, vorbei an stumpfer Traurigkeit,  
mit der die kranken Berge am Vergehen leiden,  
sich abendroter Herbst und Sommerzeit  
ins Tal hinab zergleiten;

und all die Himmelsstriche, die als Saum  
Sorapiss und Mezzodi-Fels bemessen,  
zerbröckeln auf dem Weg aus Schaum,  
der blauen See zum Fressen:

wogegen ich im Morgengrau mit Zitterhand,  
schon hoch, an Moos und Kieferntod vorbei,  
versteckt in Hecken dieses Sträußchen fand  
von blauer Alpenakelei.

Die Abschlussstrophe liest sich weniger wie ein Testat für erfolgreiches Beharren als vielmehr wie eine Beschwörung. Das Bewundern und Pflücken einer Akelei ist nicht schon das Gelingen. Es ist nur ein Beispiel, wie das Verharren gelingen könnte. Auch der Sprecher ist sich dessen bewusst. Er pflückt das Sträußchen mit zitternder Hand.

*In Ampezzo* ist ein perfekt konstruiertes Gedicht. Bestünde es nur aus den Natureindrücken, so würden wir den Sprecher vielleicht als jemanden einschätzen, der an allem, selbst am Schönsten, etwas auszusetzen hat. Erst die Ausflüge des Sprechers in die Träumerei und seine Reflektionen über die Beschränkung auf das Momentane lassen uns der Verbindung zwischen der Beschreibung und seiner Seelenlage, seiner Zerrissenheit, gewahr werden. Diese Zerrissenheit, so erkennen wir, beschränkt sich nicht auf die Entscheidung, ob es besser sei, noch am Ort zu bleiben oder abzureisen. Sie umfasst auch seine Beziehungen, sein ganzes Leben.

Die ausgefeilte Konstruktion des Gedichts und die durchdachte Ausgestaltung der Sprecherpersönlichkeit erinnern an die Arbeiten von E. A. Robinson. Robinson war der erste, der das Potential, das im Wesen des Sprechers liegt, voll ausgeschöpft hat. Seine Sprecher sind weder allwissend noch erzählen sie in reflektierter Weise die eigene Geschichte, sondern sie sind Menschen mit realistischer Persönlichkeit. So ist dies auch bei dem zerrissenen, stets zur Flucht bereiten Sprecher in Stickneys *Ampezzo*. Stickney war zur selben Zeit in Harvard wie Robinson. Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass er bei der Sprechergestaltung von Robinson beeinflusst war.

Frank Freimuth: *in Form geblieben*. Gedichte, englisch – deutsch, von A. E. Housman, Trumbull Stickney, Edward Thomas, ausgewählt, übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Frank Freimuth; Hamburg: tredition, 2019